

Ralf Meister

26. Oktober 2010, Akademie der Künste, Berlin, Pariser Platz 4

Gespräche zu Architektur und Stadt: "Phantomschmerzen"

Veranstaltung der Akademie der Künste und der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung

Die zivilreligiöse Aufwertung der Mitte

Verehrtes Publikum,

ich beginne so, wie es Vertreter der Religion meistens tun: Mit einer alten Geschichte. Die steht in der Bibel. Sie gilt neben den Erfahrungen aus den antiken griechischen und römischen Stadtideen als eine der ältesten überlieferten Körpertheorien, die wir kennen. Sie steht im Korintherbrief, einer Schrift des Neuen Testaments aus dem 1. Jahrhundert:

*„Denn wie der Leib **einer** ist und doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind, doch **ein** Leib sind: so auch Christus.*

*Denn wir sind durch einen Geist alle zu **einem** Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie und sind alle mit **einem** Geist getränkt. Denn auch der Leib ist nicht **ein** Geist sondern viele.*

Wenn aber der Fuß spräche: Ich bin keine Hand, darum bin ich nicht Glied des Leibes, sollte er deshalb nicht Glied des Leibes sein? Und wenn das Ohr spräche: Ich bin kein Auge, darum bin ich nicht Glied des Leibes, sollte es deshalb nicht Glied des Leibes sein?

Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? Wenn er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder eingesetzt jedes von ihnen im Leib, so wie er gewollt hat. Wenn aber alle Glieder ein Glied wären, wo bliebe der Leib?

*Nun aber sind es viele Glieder, aber der Leib ist **einer**. 1. Kor 12, 12 – 20*

Der Körper und die Stadt. Der Leib Berlins und die Vielfalt der Glieder. Das Fragment und das Ganze. Hand, Fuß, Auge und Ohr als Lebenszeugnisse eines urbanen Körpers. Körpertheorien sind Teil der Ideengeschichte, prägen die Wahrnehmung und formen Stadtskulpturen.

Richard Sennett hat diese Verbindung ‚*Körper und Stadt*‘ einmal in einem Buch unter dem Titel „Fleisch und Stein“ ausgeführt. „Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation.“ „Es geht darum“ schreibt er, „dass die belastete ...Erfahrung unserer Körper uns die Welt, in der wir leben, bewusster macht“. So wie wir unsere Leiber beschreiben, so wie wir unsere körperliche Existenz empfinden, so formen wir Welt. Die Wahrnehmung des Leibes als Chiffre unserer gebauten Welt. Wir entwerfen als Fleischwesen die Orte an denen wir leben in Stahl, Beton, Glas und Stein. Die Metaphern, mit welchen wir unsere Ausdehnung beschreiben, sind Raumkategorien unseres Körpers: Sie sind weit und eng, licht und dunkel, verschlossen und geöffnet.

Die Sehnsucht nach einer räumlichen Umhüllung unseres Leibes kennt eine Stadtgesellschaft genauso wie der Einzelne. Die Stadt will Schutz und Sicherheit. Sie will Räume der Weite und Nischen des Unsichtbaren. Sie will Öffentlichkeit und Privates, will sich versammeln und verbergen und sucht eine umfriedete Mitte. Wie aber gewinnen solche Bilder und Sehnsüchte in einer Stadtgesellschaft Gestalt? Wer formt diesen Leib und wer beschreibt den Geist der Glieder?

Glücklicherweise nicht mehr die Politik allein; und auch nicht die Kirche. Viel zu oft allerdings wirtschaftliche Interessen allein.

Die klassische europäische Stadtmitte mit Markt, Kirche und Rathaus existiert als Idealbild bis heute. Die Balance dieses Modells – wenn sie je existierte - gibt es nicht mehr. Zuerst verlor das traditionelle Religionsmodell als Gestaltungsmacht an Einfluss. Die religiöse Hemisphäre als städtischer Schutzmantel löste sich auf und wurde zur individuellen Bekleidung. Die politische Sphäre verlor Anerkennung und Gestaltungsmacht. Und so blieb nur der Markt als wirtschaftliches Tauschfeld, das fast alles zu dominieren scheint. Dennoch zeugt die Mitte Berlins von dieser Trias bis heute. Die Elemente sind – aus unterschiedlichen Jahrhunderten - vorhanden und suchen nach Beziehungen. Das rote Rathaus, die Marienkirche und der sogenannte Alexanderplatz und alles festlich umringt von bunter kommerzieller Umbauung und Straßenverkehr. In ihrer Geschichte haben monarchistische, totalitäre, ideologische und wirtschaftliche Mächte die Berliner Mitte gestaltet und zerstört. Haben eine solche Trias je nach Gusto im Wechselspiel der Kräfte gestaltet. Übrig blieb ein großes Feld städtischer Archäologie. Eine geistige Großgrabung.

Heiligkeit und Macht

Nur Kirchenbauten erinnern noch an den Ursprung dieser Stadt vor 800 Jahren; sonst nichts. Das soll keine ernste Mahnung der Geschichte sein, sondern ist nur Ausdruck eines Respekts vor den Bauzeugnissen, die einmal – am Ursprungsort dieser Stadt - eine geistige Mitte formulierten. Vielleicht mag man daran sogar einen Respekt erkennen vor dem, was man einmal das Heilige nannte. Die Mitte ist immer die Repräsentanz einer außergewöhnlichen Dimension. Mal war diese Dimension religiös, mal obrigkeitlich. Die Repräsentanzfunktion der Mitte provozierte Größe und Macht. Manch Heiliges war mächtig und groß, Kölner Dom, manch' ideologischer Habitus wollte es auch sein, Hohenzollern Schloss, wirtschaftliche Potenz will es immer und überall.

Heilig oder religiös waren in der Antike die Dinge, die auf irgendeine Weise den Göttern gehören. Sie konnten weder verkauft noch als Pfand gegeben werden und gotteslästerlich war jede Tat, die diese Nichtverfügbarkeit verletzte. Einen Hauch dieser Ehrfurcht haben wir, trotz aller Sturmwinde der Säkularisation, noch erhalten.

Der italienische Philosoph Giorgio Agamben hat in seinem „Lob der Profanierung“ daran erinnert, dass Religion nicht das ist, was Menschen und Götter miteinander verbindet, sondern das, was darüber wacht, dass sie voneinander geschieden werden. Religion widersetzt sich einer zerstreuten, gleichgültigen Haltung, die von Absonderungen und ihren Bedeutungen nichts mehr wissen will. In diesem Gedanken wird deutlich, dass es eine entscheidende Aufgabe bis heute ist, die Absonderungen, die Trennungen und Grenzziehungen des Lebens zu achten; und sie räumlich zu markieren. Denn an und in ihnen entscheidet sich alles: Das Wirken der Götter, die Erfüllung und Missachtung des eigenen Lebens, der Respekt und die Toleranz im Miteinander der Fremden, die Gerechtigkeit und die Mitleidenschaft.

Die Mitte einer Stadt ist nicht irgendein Netzwerkknoten, ein Freizeitpark der Moderne oder eine Passagier-Zone des Stadtnomaden. Sie ist die qualitative Trennung von der alltäglichen städtischen Gemengelage. Dem muss sie Ausdruck geben.

Religiöse Räume bespielten und bespielen die Stadt. Und sie tun es in der Mitte, weil sie den alltäglichen zentrifugalen Kräften Widerstand entgegen setzten. Sie sind, und dafür waren die Ereignisse der friedlichen Revolution ein Beispiel, Widerstandsorte gegen jeden zentralen Absolutismus. Wer die religiöse Geschichte Berlins allein als Attitüde der Vergangenheit beschreibt, hat nicht nur die Geschichte, sondern sogar die jüngste Zeitgeschichte überlesen.

Religiöse Räume sind, so verstehe ich sie, auch Widerstandsorte gegen die Macht und Größe städtischer Babel-Turm-Bauer.

In der Berliner Stadtmitte gibt es ein Bild, das bis heute schmerzlich alle menschliche Größe und Macht relativiert. Es ist über 500 Jahre alt und hängt in St. Marien. Es ist die größte Erinnerung an die Gleichheit des Menschen: durch alle Klassen und Stände hindurch: Der Totentanzfresko. Vom Kaiser bis zum Kaufmann, vom Papst bis zur jungen Frau, der Tod holt jeden. Die radikale Selbstbeschränkung menschlicher Macht. Die religiösen Orte sind Orte die ein Verständnis von der gleichen Gestalt des Menschen festhielten und darin grundlegend bleiben. Und sie formulierten diese Ohnmacht des Menschen im Zentrum städtischer Potenz. Leider blieb die Kirche oftmals auch eine Agentin für reale Ungerechtigkeiten.

Phantomschmerz

Die Benennung des Titels „Phantomschmerzen“ suggeriert, es könne um das Phantom des Schlosses gehen. Darum geht es auch. Aber es geht um mehr. Es geht um die städtische Konfiguration einer Mitte auf einem vielschichtigen Feld.

Das Schloss ist ein entscheidendes Fragment dieser Mitte. Eines, das nur einen historischen Ursprung aufruft, den der Hohenzollern. Aber es geht um Phantomschmerzen, den Verlust **vieler** Glieder.

Maurice Merleau-Ponty beginnt in der Phänomenologie der Wahrnehmung über den Phantomschmerz nachzudenken. Er beschreibt darin die Unzulänglichkeit einer isolierten physiologischen wie auch einer isolierten psychologischen Erklärung.

„Das Phänomen des Phantomglieds verdeutlicht sich ... durch das der Anosognosie, das seinerseits offenbar psychologisch erklärt werden will“ (Maurice Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1966, S.101)

Anosognosie, das Leugnen und nicht Anerkennen eines Verlustes. Könnte man sagen, dass die Diskussion um die Gestaltung der Mitte in Berlin auch eine urbane Diskussion um die Anosognosie dieser Stadt ist. Ein schmerzvolles Suchen nach den Verlusten, den Phantomgliedern. Und eine Diskussion über die inneren Phantasien ihrer Realität oder die stringente Verleugnung ihrer Existenz?

Wie leben bei der Betrachtung der Mitte die historischen Schichten fort? Welche verlorenen Räume spürt man? Und welche geistigen Bewegungen formieren altes mit Macht?

„Das Phantomglied ist weder einfach die Folge objektiver Kausalität, noch auch einfach nur eine cogitatio. Ein Gemisch aus beidem könnte es nur sein, wenn es möglich wäre, eines zum anderen in Bezug zu setzen: „Psychisches“ und Physiologisches“, „Für-sich“ und „An-sich“, und einen Ort der Begegnung beider aufzuweisen...“ (S.101)

Erst wenn die Besetzung der Mitte die psychologischen Phantomschmerzen (es-ist-noch-da) und die bleibende räumlichen Amputation (es-ist-fort) miteinander verbindet, gelingt etwas Neues.

Der Stadtkörper Berlins bleibt in seiner Entwicklung immer fragmentarisch. Aber in seiner zentralen Besetzung der Mitte sucht er genau nach dieser Kohärenz zwischen den erlebten Verlusten und den verleugneten oder gespürten Schmerzen? Manchmal schafft es Architektur, diesen Schmerz zu lindern.

Eine städtische Gesellschaft fragt nach dem Körper ihrer Stadt. Und sie fragt es im Kontext der bewegten Geschichte und der Vielfalt der heutigen Stadtbewohner. Schon das biblische Körpermodell handelte von Pluralität. Beinahe könnte man diesen biblischen Passus aus dem Korintherbrief als eine urbane Stadtvision lesen; so wie dort aus der Vielfalt der Glieder ein Leib wird, so wird aus der Vielfalt der Stadtbewohner die Stadt. Eine Stadt existiert **nur** in der Mischung der Völker und Religionen, der Gläubigen und

Ungläubigen. Nicht ein Geist regiert, sondern viele. Berlin bringt Menschen zusammen, die sich als Fremde begegnen und fremd bleiben. Urbanität ist die Erfahrung von Fremdheit. Welche Geschichten erzählt die städtische Mitte von einer bleibenden städtischen Fremdheit?

Ich halte fest: eine Stadtmitte braucht eine religiöse Spur. Religion in ihrer aufgeklärten Form. Sie braucht eine Abtrennung von der Spur, dass der Mensch dem Menschen das Höchste sei. Deshalb verweist der Autor des Korintherbriefes auf einen dritten Körper. „Denn wie der Leib **einer** ist und doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obwohl sie viele sind, doch **ein** Leib sind: so auch Christus.“

Richard Sennett schreibt in *Fleisch und Stein*: „Die Leitbilder des Körpers, die in unserer Geschichte vorherrschen, ...versuchen die Vollständigkeit des Körpers als System und seine Einheit mit der Umgebung, die er beherrscht, zu suggerieren. Ganzheit, Einheit, Kohärenz: Dies sind Schlüsselwörter im Vokabular der Macht. Unsere Zivilisation hat diese Herrschaftssprache durch ein sakraleres Bild des Körpers bekämpft, ein heiliges Bild, in dem der Körper mit sich selbst im Krieg zu liegen scheint.... Menschen, die in der Lage sind, diese Dissonanz und Inkohärenz in sich selbst anzuerkennen, vermögen die Welt, in der sie leben, zu verstehen, statt sie zu beherrschen. Dies ist das feierliche Versprechen unserer Kultur“. (Richard Sennett, *Fleisch und Stein*, Berlin 1995, S.34)

Nur mit einer Spur der Ohnmacht und des Scheiterns bleibt die Mitte glaubwürdig. Eine Spur der Vergänglichkeit. Ein Ethos der Mitleidenschaft.

Ich höre so auf, wie es Vertreter der Religion meistens tun. Mit einer kurzen Verheißung. Die Verheißung kommt nicht von mir, sondern von dem wohl berühmtesten Flaneur dieser Stadt, der sie vor 80 Jahren geschrieben hat. Die letzten Sätze aus „Ein Flaneur in Berlin“ von Franz Hessel:

„Wir wollen es uns zumuten, wir wollen ein wenig Müßiggang und Genuß lernen und das Ding Berlin in seinem Neben- und Durcheinander von Kostbarem und Garstigem, Solidem und Unehlichem, Komischem und Respektablem so lange anschauen und liebgewinnen und schön finden, bis es schön ist.“ (Franz Hessel, *Ein Flaneur in Berlin*, Berlin 1984 / 2007, S.199)

Schenken wir Blicke der Schönheit der Mitte Berlins.

(alle Rechte liegen beim Autor generalsup.berlin@ekbo.de)